



Straftäter Kevin in der Jugendanstalt Hameln: „Irgendwoher kommt in mir diese Wut“

KRIMINALITÄT

Gefährliche Freiheit

Kevin, 21, ist drogensüchtig, straffällig geworden und schon zum zweiten Mal im Knast - auch weil sich nach dem ersten Gefängnisaufenthalt niemand für ihn verantwortlich fühlte.

Seine Geschichte erzählt die Tausender Haftentlassener, die draußen allein und überfordert sind.

Die weiße Knasttür öffnete sich an einem Freitagmorgen. Und dann stand Kevin da, mit seiner Sporttasche, auf dem Parkplatz der Jugendanstalt Hameln. Ein 19-Jähriger, blond, mit einem Sprachfehler. Ein Jahr und sechs Monate hatte er verbüßt, für Diebstahl im besonders schweren Fall, Fahren ohne Fahrerlaubnis, Unfallflucht, Urkundenfälschung. Nun war er wieder frei, am 29. September 2008.

Kevin sah die Autos der Justizvollzugsangestellten, die Felder auf der anderen Seite der Landstraße, aber keinen Menschen. Niemand war gekommen, um ihn abzuholen. Niemand, der fragte, wie es nun weitergehe. Niemand, der fragte, ob er eine Wohnung und Arbeit habe.

Experten nennen es Entlassungsloch. Kevin bat den Pförtner, ein Taxi zu rufen. „Was soll schiefgehen? Ich packe das. Das ist meine Chance.“ Mit diesen Worten hatte sich Kevin verabschiedet. Er fühlte sich sicher, hatte hinter Gittern den Hauptschulabschluss gemacht und ein Anti-Aggressions-Training.

Zwei Jahre später ist Kevin zurück im Knast.

Er sitzt auf einem Holzstuhl in einem Besprechungszimmer. Die Schultern sind breiter geworden, das Gesicht ist noch

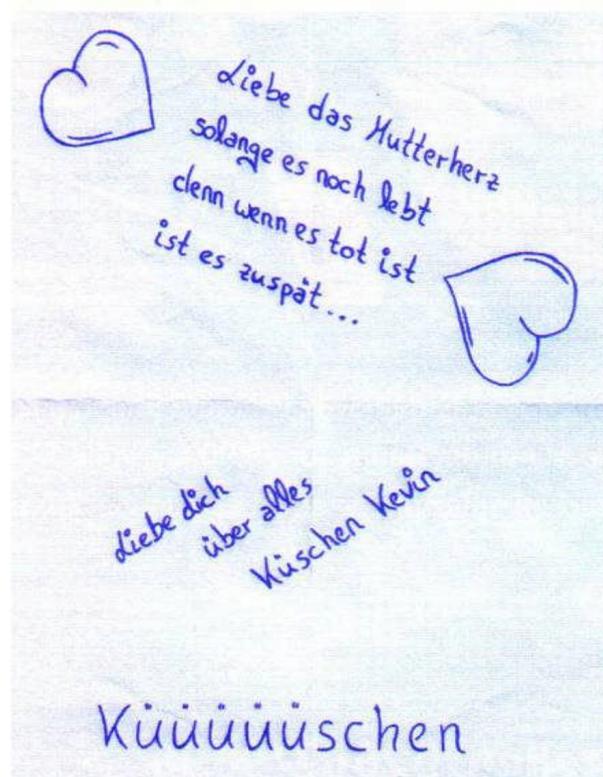
immer jugenhaft. Diesmal hat er einen „kaputtgehauen“, wie er es nennt. Kevin trägt ein petrolfarbenes T-Shirt mit Glitzersteinen, die Hosenbeine seiner Jeans hat er in die Tennissocken gesteckt. Manchmal wischt er sich mit dem Zeigefinger kleine Schweißperlen von der

Nase. Sein Körper sehnt sich nach Drogen.

„Ich bin enttäuscht von mir selber, ne“, sagt er. Enttäuscht, er lallt das Wort merkwürdig. Die Muskeln an der Außenseite seiner Zunge sind verkümmert. Nie war jemand mit ihm beim Logopäden. Auch darum hatte sich Kevin nach seiner Entlassung kümmern wollen. Er senkt den Kopf. „Nichts hab ich gepackt“, sagt er.

Junge Straftäter wie Kevin gibt es zuhauf in Deutschland. Doch erst wenn ihre kriminelle Karriere bei den schweren Gewalttaten angelangt ist, geraten sie ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Wie die U-Bahn-Schläger von München, die einen 76-Jährigen beinahe tottraten; wie der jugendliche Intensivtäter, der am Hamburger S-Bahnhof Jungfernstieg einen 19-Jährigen erstach; oder wie der drogenabhängige Gelegenheitseinbrecher Jan O., der im November gestand, in Bodenfelde die 14-jährige Nina und den 13-jährigen Tobias getötet zu haben. Hilflös, fassungslos werden nach solchen Exzessen Fragen gestellt, nach der Verantwortung der Eltern, der Freunde, der Gesellschaft, der Behörden; und ein „Warum?“ hallt tagelang durch die Republik.

5785 Jugendliche und Heranwachsende saßen Ende August vergangenen Jahres



Brief von Kevin an seine Mutter
Suche nach Halt

im Jugendstrafvollzug. In den Anstalten wird viel versucht, um die Insassen auf den rechten Weg zurückzuleiten, mit Therapiesitzungen, Bildungsmaßnahmen, Freizeitangeboten. Indes: Das erzieherische Postulat des Jugendstrafvollzugs endet am Gefängnistor, beim Schritt in die Freiheit.

Kevin fuhr am 29. September 2008 mit dem Taxi zum Hamelner Bahnhof. Dort kaufte er Zigaretten, ein Handy und eine Fahrkarte nach Hamburg. Nach anderthalb Stunden waren 150 der 700 Euro Überbrückungsgeld weg. Den Umschlag hatte ihm ein Beamter zum Abschied in die Hand gedrückt.

Es gibt wenige Regeln für die Entlassung von Gefangenen. Jeder muss jahreszeitgemäße Kleidung besitzen, besagt eine. Soll heißen: Niemand darf im Winter in Shorts zurück ins Leben gestellt werden.

„Die Betreuung der Haftentlassenen hierzulande ist ein Drama, vom Staat miserabel gestaltet“, klagt Christian Pfeiffer, ehemals Justizminister und heute Leiter des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen. „Der Vollzug ist nur auf das Innerhalb der Mauern fixiert. Viele Entlassene wissen nicht, wohin, landen in verdeckter Obdachlosigkeit, schlafen bei Kumpels, die früher schon die falschen waren.“ Die Statistik zeigt: 80 Prozent der Straftäter, die zu einer Jugendstrafe ohne Bewährung verurteilt wurden, werden rückfällig, jeder Zweite davon landet wieder im Gefängnis. Wie Kevin.

Deshalb hatte das Bundesverfassungsgericht 2006 generell mehr Fürsorge für Entlassene angemahnt: Strafvollzug, Bewährungshilfe und andere nachsorgende Institutionen sollten sich miteinander abstimmen. Übergangsmanagement ist seitdem das Trendwort in Justizkreisen. Projekte wie

„Meine Zukunft“, „Resi“ (Resozialisierung und soziale Integration) oder „AIB“ (Ambulante intensive Betreuung) wurden seit dem Richterspruch angeschoben. Inoffiziell werden sie „Schminke“ genannt, die Masse erreichen sie nicht. Pfeiffer warnt: „Entlassene Straftäter sind ein massives Sicherheitsrisiko. Viele Mörder haben mal klein angefangen.“

Jan O. klaute erst Fahrräder, dann setzte er ein Wohnhaus in Brand, dann gestand er den Mord an zwei Jugendlichen. Kevin klaute erst Roller, dann Autos, dann schlug er jemanden brutal zusammen. Wenn Kevin über seine Kindheit spricht, färbt sich sein Gesicht rot. Er war ein Jahr alt, als sich seine Mutter aus dem Staub machte. Sein Vater hatte sie in der Schwangerschaft verlassen. Kevin wuchs im Wechsel bei seiner Tante und seiner Oma auf. Er sei ein schwieriges Kind gewesen, habe immer mit dem Kopf auf den Boden gehauen, berichten sie.

Mit 7 rauchte Kevin und nannte seine Lehrerin „Nutte“. Mit 12 machte er noch regelmäßig in die Hose, wofür er ebenso regelmäßig Prügel bezog. Mit 13 wollte er ins Heim, dort trank er Bier und Wodka. Mit 14 war er erstmals obdachlos, übernachtete auf Heizungsschächten, ernährte sich von Erdbeermilchshakes, jeden Tag einen. Schon damals hat niemand nach ihm gesehen. „Ich habe alles mit mir alleine ausgemacht“, sagt Kevin. „Glücklich waren für mich immer die anderen Kinder.“ Kevin hat seine erste Gefängnisstrafe voll verbüßt, die Zeit für den Hauptschulabschluss hätte sonst nicht gereicht, sagt er. Die Folge: Nach seiner Entlassung kümmerte sich kein Bewährungshelfer um ihn. Eine fatale Konsequenz. Denn gerade bei jugendlichen Straftätern lohnt sich die Mühe. Erst bei fünf bis zehn Prozent, schätzt ein Experte für Strafvollzug, habe sich die kriminelle Energie verfestigt. Ein fragiles Ich ist auch ein formbares Ich. Ilein in Freiheit, zog Kevin in Hamburg zu seiner Freundin Jana*. Die 19-Jährige ist ein dünnes, großes Mädchen mit dunklen, langen Haaren. Sie kannten sich über Freunde. Dann hat er ihr Briefe aus dem Knast geschrieben, und sie hat Briefe in den Knast geschrieben. So wurden sie ein Paar. „Ich hatte ihre Mutter überredet, dass sie mich aufnimmt“, erinnert sich Kevin. In seiner Familie wollte ihn keiner haben. Jana begleitete Kevin zu allen Ämtern. Essenszeiten, Aufschlusszeiten, Duschzeiten, das Gefängnis hatte ihn nicht geradezur Selbständigkeit erzogen.

„Bei der Arge (jetzt: Jobcenter —Red.) haben sie mich nur doof angeguckt, als ich gesagt habe, dass ich aus dem Knast komme“, sagt er und hebt verständnislos seine Schultern. „Obwohl ich einen Hauptschulabschluss habe.“

Kevin bekam ein Praktikum bei einem Tierarzt, schlug sich mit Aushilfsjobs durch, Zelte aufbauen, Öltanks waschen. Nach fünf Monaten bot ihm eine Zeitarbeitsfirma seinen ersten festen Job an: Gabelstaplerfahren im Hafen, acht Euro die Stunde am Tag, zehn Euro nachts. Alles lief sich zurecht. So schien es. Jens Rammler, 30, Sonderpädagoge, kennt die Probleme von Straftätern nach ihrer Entlassung. Er kam im Zuge des Projektes „QuInS“ (Qualifizierung und Integration von jungen Strafgefangenen) in die Jugendanstalt Hameln. „Fast alle sind verhaltensauffällig, jeder Zweite hat massive Lernprobleme. Viele kennen nicht mal den Unterschied zwischen brutto und netto. Sie brauchen zwingend eine feste Bezugsperson“, sagt er.

Auch im QuInS-Projekt ging es darum, Vollzug, Bewährungshilfe und soziale

* Name von der Redaktion geändert.

Dienste zu vernetzen, um rechtzeitig vor der Entlassung für den Gefangenen eine Arbeit, eine Wohnung und, falls nötig, eine ambulante Sucht- und Schuldnerberatung zu organisieren. Rammler: „Jeder zweite Häftling geht hier raus und steht alleine da.“ Wie Kevin.

Zwar hatte er in der Jugendanstalt einen Vertrauten gefunden: einen Gefängnis-seelsorger. Mit ihm sprach Kevin über seine Gedanken und Ängste, jeden Tag saß er vor seiner Bürotür. „Ich hätte ihn auch draußen gebraucht“, sagt er heute. Eine Woche nach seiner Entlassung hatte er dem Seelsorger eine Mail geschickt. Betreffzeile: „Sehnsucht nach Dir“.

„Ich bin nachts oft wach geworden, weil Kevin sich so an mich geklammert hat“, erinnert sich seine Freundin Jana.

Nach ein paar Monaten standen Kevins alte Freunde vor der Tür der gemeinsamen Wohnung, mit ein paar Päckchen Gras in der Tasche. Oft blieben sie gleich ein paar Tage. Einer der Jungs besorgte Kevin einen Job als Türsteher in einer Discothek. Tagsüber Gabelstapler fahren, nachts Leute aussortieren, das hält man am besten mit Drogen aus: zwei bis drei Gramm Cannabis werktags, zwei bis vier Gramm Koks am Wochenende. Damit habe sich dieses Ich-bin-toll-Gefühl eingestellt, sagt Kevin.

Er hätte einen Entzug gebraucht, sagt Jana, jemanden, der ihm Druck macht, Konsequenzen aufzeigt. „Außer mir hat das niemand getan.“

Auch Kevins Mutter, 42, nicht. Sie beschreibt ihren Sohn in einem Satz: „Der zieht das Schlechte an.“ Auf dem Küchentisch der Tierpflegerin liegen drei Schachteln Zigaretten, im Nachbarzimmer schläft ihr Zweijähriger, neben ihrem Bett zwei Hunde.

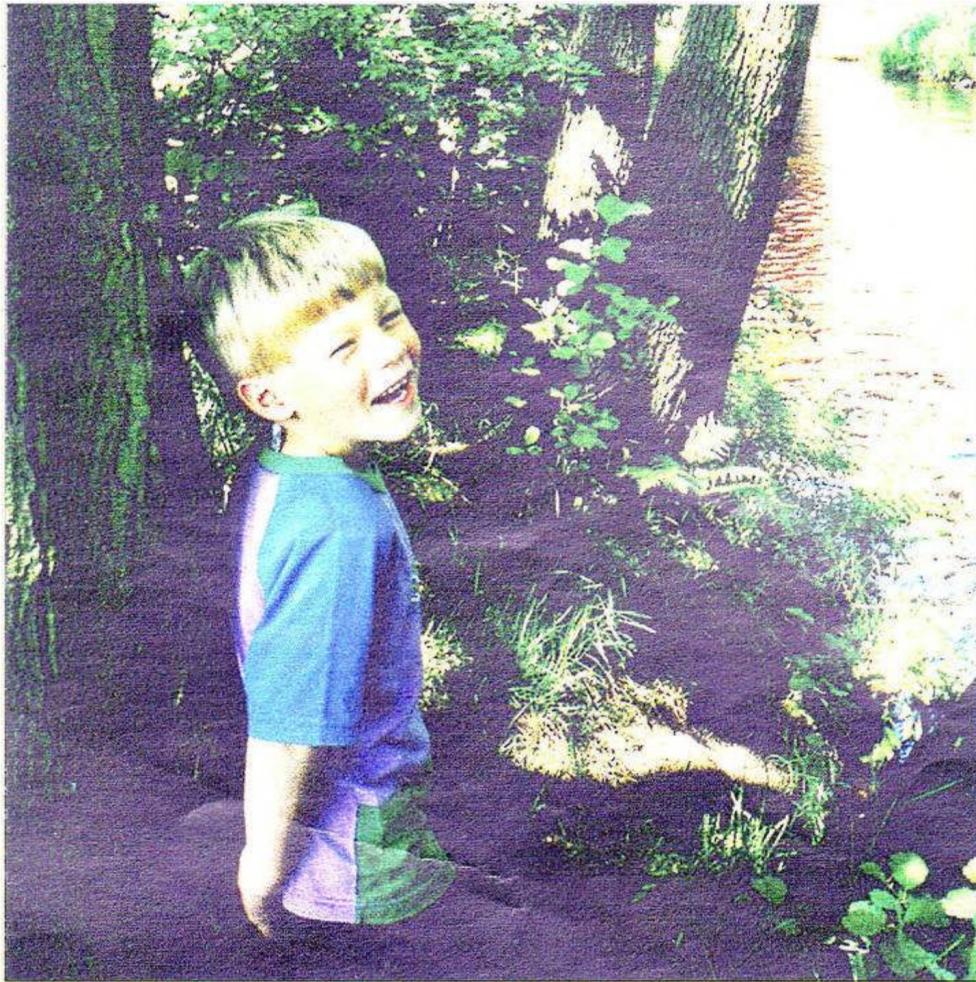
Warum besuchen Sie ihn nicht in Hameln? „Der hat mich zu oft enttäuscht.“

Warum haben Sie Kevin damals nicht abgeholt? „Da musste ich arbeiten.“

Und wenn er dieses Mal rauskommt? „Ehrlich? Dann lasse ich die Fenster nicht mehr auf kipp, wenn ich wegfare.“

Kevin schreibt ihr regelmäßig. Einmal hat er Hunde auf das Papier gezeichnet und einen Rap verfasst. „Liebe das Mutterherz solange es noch lebt denn wenn es tot ist ist es zu spät ...“

Im Dezember 2009, ein gutes Jahr nach seiner Entlassung, stand Kevin wieder vor Gericht: Schwarzfahren, Diebstahl mit Waffen. Sechs Monate Freiheitsentzug, lautete das Urteil, ausgesetzt zur Be-

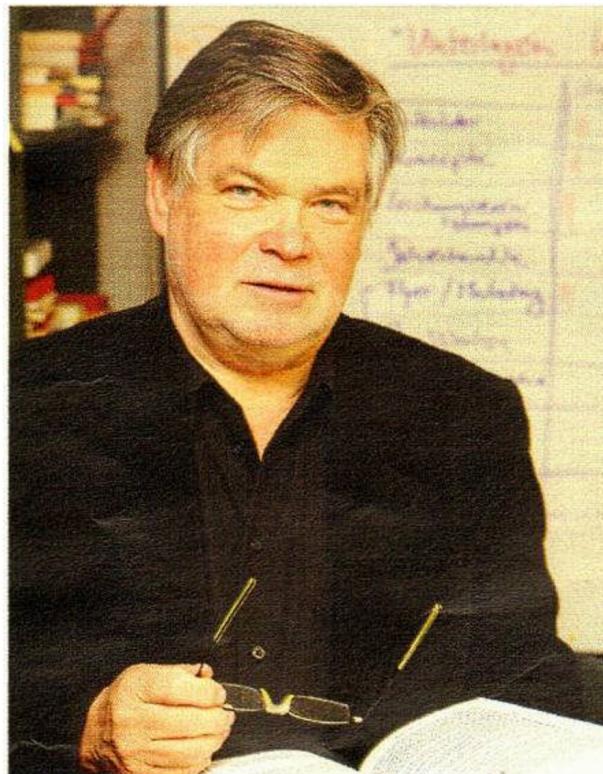


Problemkind Kevin um 1995: „Ich habe alles mit mir allein ausgemacht“

währung. Es hätte sich alles zum Guten wenden können, denn nun stand Kevin ein Bewährungshelfer zu.

Kevin kennt die Nummer seines Anwalts auswendig, an den Namen seines Bewährungshelfers könne er sich nicht erinnern, behauptet er. „Ich habe den nur ein paarmal gesehen. Als ich nicht zu einem Termin gekommen bin, hat er erst drei Wochen später angerufen und gefragt, wo ich war. Der wusste gar nichts von mir.“ In dem Telefonat hätten sie ausgemacht, dass Kevin sich melden sollte.

Natürlich ist das Argument zulässig, dass Kevin für seine Situation in dem Mo-



Kriminologe Maelicke
„Es wird nicht nachhaltig gedacht“

ment selbst verantwortlich war. Doch wenn Menschen wie Kevin Verantwortung für sich verlässlich übernehmen könnten, würden die wenigsten von ihnen jemals im Knast landen.

Kevin hätte intensive Betreuung gebraucht. Stattdessen traf er zufällig einen, der ihm „500 bis 2000 Euro pro Karre zahlen“ wollte, sagt Kevin im Besprechungsraum der Jugendanstalt Hameln. Und ein Auto zu klauen sei zehn Minuten Arbeit.

Das Geld aus seinen Diebstählen gab Kevin für Drogen aus. Essen klaute er im Supermarkt. Nachts lief er mit Kumpels durch die Straßen, kamen ihnen Passanten in die Quere, flogen schon mal die Fäuste. Der Knastfrust hatte seine abschreckende Wirkung längst verloren. An sein Anti-Aggressions-Training erinnerte ihn nichts und vor allem nie-

mand mehr. Und dann gab ihn auch noch Jana auf.

Für das junge Mädchen war Kevin eine zu große Aufgabe. „Ich war immer für ihn da, stand auf jeder Party hinter ihm, um im Notfall dazwischenzugehen“, sagt Jana. Im Rausch schlug Kevin auch sie.

Er zog allein in eine Wohnung, drei Monate später kam die Kündigung. Kevins Gesicht ist puterrot. Er reibt seine Handflächen an seiner Jeans, beugt sich über den runden Tisch, als würden seine Worte dadurch eindringlicher. „Ich bin dann alleine zur Arge gefahren“, sagt Kevin. Alleine — er betont das Wort.

„Ich hab gesagt, dass ich dringend eine Wohnung brauche. Aber die haben mir nur wieder ihre Zettel gegeben, die ich eh nicht kapiere.“ Da habe er sie angeschrien, dass er ein Dach über dem Kopf brauche, ihm neun Quadratmeter reichten. So groß sind die Zellen in Hameln.

Anschließend sei er zu seinem Bewährungshelfer gefahren, gemeinsam hätten sie die Formulare ausgefüllt. Kurz darauf stand Kevin wieder mit einer Sporttasche auf der Straße. Obdachlos.

„Der Ernstfall ist nicht der Vollzug, der Ernstfall ist das Leben nach dem Vollzug“, erklärt der Kieler Kriminologe Bernd Maelicke. Schon 1975 promovierte er über „Entlassung und Resozialisierung“, seitdem predige er das Gleiche: „Jeder Haftentlassene braucht einen Lotsen, der ihn am Knasttor empfängt und in den ersten sechs Monaten begleitet. Dadurch lassen sich die Rückfallquoten von 80 auf 30 Prozent senken.“ Sein Resümee: „Wir haben kein Erkenntnis-, sondern ein Umsetzungsproblem.“

Maelicke plädiert für eine stärkere Einbindung gemeinnütziger Träger wie des Paritätischen Wohlfahrtsverbands, der Caritas oder der Diakonie in die Nachsorge von Häftlingen. Und für eine Umverteilung der finanziellen Mittel: Denn rund 90 Prozent fließen in den Vollzug, der ambulante Bereich bekomme 8 bis 10 Prozent. „Es wird nicht nachhaltig gedacht und gehandelt“, klagt Maelicke.

Im Zuge der Föderalismusreform I von 2006 ist der Strafvollzug in die Gesetzgebungskompetenz der Länder gefallen. Seitdem macht jedes Bundesland, was es für richtig hält. Baden-Württemberg hat die Bewährungshilfe vor vier Jahren privatisiert — laut Rechnungshof wird sie 47 Millionen Euro teurer als erwartet. Brandenburgs Justizminister Volkmar Schöneburg (Die Linke) hat sich ein Landesresozialisierungsgesetz vorgenommen, für das Experten derzeit Leitlinien entwickeln. Ein Kernproblem dürfte dabei kaum gelöst werden: dass sich ein Bewährungshelfer um — je nach Bundesland - rund 50 bis 100 Verurteilte kümmern muss.

Kevin wurde am 17. Mai dieses Jahres verhaftet. Die Polizei hatte ihn monatelang gesucht. Er war nirgends gemeldet, schlief im Wechsel bei Kumpels, den Job im Hafen hatte er verloren. Und diesmal ging es nicht nur um geklaute Autos.

Seine Cousine hatte behauptet, vergewaltigt worden zu sein. Kevin putschte sich mit Koks auf und stellte den mutmaßlichen Täter. Wie von Sinnen schlug er auf den 18-Jährigen ein.

„Kevin hat zwei Gesichter“, sagt seine Oma.

„Ich traue dem zu, dass er einen umbringt“, sagt seine Mutter.

„Nur unter Drogen ist er eine Bestie“, sagt Jana, seine Ex-Freundin, die zwei Monate nach Kevins Verhaftung einen Jungen zur Welt brachte. Es ist Kevins Sohn, er heißt Tyson-Justin.

„Irgendwoher kommt in mir diese Wut“, sagt Kevin und legt eine Hand auf die Brust. Neulich, im Knast-Gottesdienst, hat er eine Kerze für Tyson-Justin angezündet. Anfang Dezember konnte er das Baby zum ersten Mal sehen, bei einer Gerichtsverhandlung. Kevin weinte, als er es in einer Pause halten durfte.

Wegen Autodiebstählen und -aufbrüchen wurde er zu einer Gesamtfreiheitsstrafe von zwei Jahren und fünf Monaten verurteilt. „Ich hoffe, dass du nie wieder mit einem Köfferchen dastehst und nicht weißt, wohin“, sagte die Richterin.

„Ich will eine Drogentherapie machen und mit einer Maurerausbildung anfangen“, beteuert Kevin. „Das verbessert meine Chancen, draußen.“

In Hameln klopft nun jeden Morgen um sechs Uhr ein Beamter an seine Zellentür; sie nennen es Lebendkontrolle.

ANTJE WINDMANN